

Ich habe das vorliegende Buch mit großem Interesse (ja geradezu mit Spannung) gelesen. Das liegt wohl vor allem an dem hohen Niveau, auf dem die Autoren das Thema behandeln. Zunehmend wuchs beim Rez. allerdings auch die Sorge, dass die hier aufgeworfenen Fragen noch längst nicht gelöst sind. Der Kirchenaustritt in Deutschland wird uns sicher noch lange beschäftigen. Obendrein ist dies nicht nur eine theoretische bzw. akademische Frage, sondern es geht um die Kirchensteuer, die bisher die materielle Grundlage für die Arbeit der Kirche in Deutschland bildet. Ob sich die sog. „höhere Instanz“ in Rom (vgl. 72) bewusst ist, dass sie das deutsche System der Kirchenfinanzierung untergräbt?

R. SEBOTT S. J.

SANDER, JOHANNES, *Geschichte des Jesuitenkollegs in Paderborn 1580–1659*, herausgegeben und übersetzt von *Gerhard Ludwig Kneißler*, mit Anmerkungen versehen von *Friedrich Gerhard Hohmann* (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte; 64). Paderborn: Bonifatius 2011. 1173 S., ISBN 978-3-89710-475-4.

Im Jahr 1580 übernahm ein Jesuit die Paderborner Dompredigerstelle. Fünf Jahre später wurden zwei Jesuiten Lehrer am Gymnasium Salentinianum. Gleichzeitig wurde dieses Gymnasium von den Jesuiten insgesamt übernommen. Sie errichteten wenige Jahre später ein neues Kolleggebäude, das das Gymnasium Theodorianum aufnehmen sollte. Und 1614 wurde durch die Paderborner Jesuiten die Universität, die Academia Theodoriana, gegründet. In diesen Einrichtungen und in ihrem Umfeld waren die Jesuiten in ansehnlicher Zahl tätig. Aus der Nähe von Paderborn stammte Johannes Sander, der 1596 geboren wurde und 1674 starb. Er besuchte das Paderborner Jesuitengymnasium und trat dann in den Orden ein. Nach seinen Ordensstudien war er an verschiedenen Orten tätig, dabei mehrfach auch in Paderborn. Von 1655 bis 1661 widmete sich Johannes Sander der Abfassung der „Historia Collegii SJ Paderbornensis“. Er gliederte sie in 80 Jahresberichte – beginnend mit dem Jahr 1580 und endend mit dem Jahr 1659. Eine seiner Hauptquellen waren die in den Kommunitäten der Gesellschaft Jesu und also auch in der Paderborner Kommunität Jahr für Jahr abgefassten Hausgeschichten – die „historiae domus“. Darüber hinaus bediente er sich auch anderer Quellen, z.B. der Berichte, die er in mündlicher oder schriftlicher Form von verschiedenen Personen erhielt, und auch eigener Beobachtungen. Johannes Sander hat sein Werk in lateinischer Sprache abgefasst und in zwei großen Teilen vorgelegt. Der erste Teil umfasst die Darstellung der Geschichte der Jahre 1580 bis 1621, der zweite Teil geht auf die Jahre 1622 bis 1659 zurück.

Was Johannes Sander festgehalten und mitgeteilt hat, bietet ein lebendiges, wirklichkeitsnahes Bild des Lebens und Wirkens der Jesuiten im damaligen Paderborn. Das apostolische Wirken vieler Jesuiten, ihr Leben mit allen Höhe- und Tiefpunkten, wird erkennbar. Das Auf und Ab in den Beziehungen zu den Paderborner Bischöfen und Domherren und somit die Einfügung der jesuitischen Aktivitäten in die Strukturen des Bistums werden wirklichkeitsnah dargestellt. Ein durchgehendes Thema sind die Begegnungen und auch Auseinandersetzungen mit den Lutheranern, die sich bald nach der Reformation in Paderborn ausgebreitet hatten.

Der Bericht Johannes Sanders ist im vorliegenden Bd. auf das sorgfältigste präsentiert. Jeweils die linke Seite bietet den lateinischen Ursprungstext, die gegenüberliegende rechte Seite seine Übersetzung ins Deutsche. Der wahrlich lange Bericht über die Geschichte des Paderborner Jesuitenkollegs ist umgeben von einleitenden Texten und informativen Anhängen.

Wer sich mit diesem Buch befasst, trifft auf eine konkrete, aus der Nähe beobachtete und in vielen lebendigen Details festgehaltene Darstellung eines Stücks frühneuzeitlicher Stadt-, Kirchen- und Ordensgeschichte. Der Verlag hat das umfangreiche Buch in sorgfältigster Weise ausgestattet.

W. LÖSER S. J.

BURG, PETER, *Saar-Franzose*. Peter/Pierre Lorson SJ. Trier: Paulinus Verlag 2011. 294 S., ISBN 978-3-7902-0230-4.

„Saarfranzose“ war in den 1950er-Jahren eine eher abschätzige Bezeichnung für die Saarländer, die nicht für die Vereinigung mit Deutschland plädierten. Für den Jesuiten-

pater Peter (Pierre) Lorson (1897–1954) war es eine Selbstbezeichnung und ein Ehrentitel. Geboren im saarländischen Differten, war er zeitlebens ein „Grenzgänger“ und nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem ein überzeugter „Europäer“ (= B.), ehemals Professor für Neuere Geschichte in Münster, stellt in diesem Buch das abenteuerliche Leben und das Werk dieses Mannes vor, gestützt dabei außer auf die schriftliche Hinterlassenschaft vor allem auf die Memoiren sowie den Nachlass Lorsons im Pariser Provinzarchiv der Jesuiten. Um der leichteren Lesbarkeit willen sind die Anmerkungen auf ein Minimum beschränkt; in den meisten Fällen ergibt sich die Quelle aus dem Kontext. Die konkrete Situation von Orten und Regionen erfährt jedoch eine ausführliche Darstellung im Text. Stellungnahmen des Protagonisten werden sehr ausführlich referiert, zuweilen auch kritisch kommentiert.

Frankreich begann die Wahlheimat Peter Lorsons zu werden, da er 1910 in die apostolische Schule der Champagne-Provinz der Jesuiten im belgischen Thieu (mit dem Ziel der Heidenmission) und 1915 in das Noviziat dieser Provinz im belgischen Antoing eintrat. Ausgerechnet im 1. Weltkrieg als Deutscher im französischen (jedoch im besetzten Belgien befindlichen) Noviziat: eine paradoxe Situation, die mit aller Härte die Frage seiner Identität stellte. Und dann wurde er noch als Novize zum preußischen Militär eingezogen und legte 1917 die ersten Gelübde mit Erlaubnis des Provinzials vor einem deutschen Militärgesellschaft ab. „Eine absurde Situation. Französische Granaten explodierten nicht weit vom Schauplatz der Gelübde. Vielleicht feuerten sie Kollegen ab, mit denen sich das junge Mitglied der Gesellschaft Jesu im Geist und im Herzen verbunden fühlte“ (62). 1918 legte er es darauf an, in französische Kriegsgefangenschaft zu geraten und gab sich, nachdem er seine Papiere vernichtet hatte, als Elsässer aus – was die Integration in Frankreich erleichterte, galten doch die Elsässer als „Zwangsdeutsche“ und zu „befreien“.

In der Tat wurde, nachdem Lorson 1926 auch formell die französische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, 1929 zum Priester geweiht und 1934 als Spiritual der Schwestern der Kongregation von Ribbeaueville nach Straßburg gekommen war, der Elsass und der dortige Katholizismus unter Bischof Charles Ruch (dessen pastorale Aktivitäten der Verfasser ausführlich darstellt: 97–107) zu seiner eigentlichen Heimat. Dabei kämpfte er immer auch gegen eine französische zentralistisch-nationale „Einheitsmystik“, die Elsass-Lothringen seiner Sonderstellung (z. B. in der Fortgeltung des napoleonischen Konkordats) zu berauben suchte, und dies auch nach dem 2. Weltkrieg (124–128, 178); in dieser Sonderstellung sah er gerade die besondere Brückenbaufunktion für die deutsch-französische Verständigung begründet. Schriftstellerisch bekämpfte er u. a. den nationalsozialistischen Rassismus. Bei Ausbruch des 2. Weltkriegs mit vollem Herzen auf französischer Seite, 1939/40 auch französischer Militärseelsorger, erlebte er jedoch eine schreckliche Enttäuschung durch die Erfahrung der Plünderungen des französischen Militärs in den evakuierten Orten östlich der Maginotlinie, die auf deutscher Seite keine Parallele hatten (110–112). Nach der französischen Niederlage im Juni 1940 wurde er in den unbesetzten Süden versetzt, zunächst nach Nizza, dann als Professor für Philosophie und Theologie an das Grand Séminaire der Diözese Fréjus-Toulon. Von der Vichy-Regierung, die er anfangs noch in einem Doppelspiel als Sachwalter der Interessen Frankreichs betrachtete, mehr und mehr radikal enttäuscht (169–171), wurde er politisch zum überzeugten Anhänger de Gaulles und der Résistance. Die südfranzösisch-mediterrane Mentalität jedoch blieb ihm fremd (172); gegenüber ihr vermochte er zeitlebens nie seine Vorurteile zu überwinden (216).

Auch nach der „Befreiung“ sah er sich abgestoßen vom Verhalten der Sieger, die nur Vergeltung und keine Versöhnung wollten (177). Die deutsch-französische Versöhnung als Grundlage eines vereinigten Europa wurde bis zu seinem frühen Tod 1954 (im Alter von 57 Jahren) das Thema seines Engagements. Dazu gehörte auf der einen Seite die Überwindung deutscher Vorurteile gegenüber den Franzosen, auf der andern Seite die Vermittlung des „anderen Deutschland“ und seiner geistigen und schriftstellerischen Leistungen an die französischen Leser, vor allem durch Übersetzungen, von denen am bedeutendsten die von Guardinis „Der Herr“ war. Von dieser Grundoption beseelt, jedoch nicht frei von Wunschenken, waren auch seine Überlegungen zur Zukunft des

Saarlandes (182–213). Zunächst 1945/46 Anhänger der einfachen Annexion durch Frankreich, vertrat er dann eine politische Autonomie im Rahmen eines vereinten Europa und plädierte auch kirchlich für ein eigenes Saarbistum. Sein Tod 1954 ersparte ihm die große Enttäuschung durch die definitive Ablehnung dieses Projekts durch die Mehrheit der Saarländer 1955. In einen Konflikt mit der römischen Ordensleitung geriet er, wie aus dem Pariser Provinzarchiv hervorgeht, 1950 durch sein Buch über Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen (276f.). Wiewohl Lorson selbst kein radikaler Pazifist war (so setzte er sich für die dann am französischen Widerstand gescheiterte Europäische Verteidigungsgemeinschaft ein: 234f.), weckte sein Primat des persönlichen Gewissens Bedenken seitens des Generalobers Janssens.

Lorson gehört, bei allen Brüchen und eigenen „Zurechtbiegungen“ seiner Biographie, sicher zu den geistig bedeutenden Pionieren der deutsch-französischen Versöhnung und darüber hinaus der Friedensidee. Seine persönlichen Grenzen werden im Nachruf seines Mitbruders Minéry (274f.) und in der (schärferen) Kritik seines Mitbruders Bernard (277) nicht verschwiegen: seine persönlich etwas distanziert-schüchterne Art, die es ihm verwehrt, die persönlichen Kontakte auszunutzen, die sich ihm boten, vor allem jedoch seine politische Naivität und sein mangelnder Bodenkontakt zu den konkreten politischen Sachfragen, was sich ja vor allem in der Fehleinschätzung des Saarlandes und des politischen Willens seiner Bewohner zeigen sollte.

Es ist eine gelungene Darstellung, deren Verdienst vor allem darin besteht, dass sie einen Pater vorstellt, der selbst deutschen Jesuiten (auch dem Rez.) bisher praktisch unbekannt war. Für manche ordensinterne Einrichtungen, die aus dem Französischen übersetzt sind, wäre es freilich angebracht gewesen, sich nach den deutschen SJ-Termini zu erkundigen: so, wenn von dem „dritten Noviziatsjahr“ (frz. „troisième an“) die Rede ist (89f.; im Dt. „Terziat“) oder von der „Großen Klausur“ (wohl „grande retraite“) für die 30-tägigen Exerzitien (51).

KL. SCHATZ S. J.

BERTEN, IGNACE [U. A.], *Regards éthiques sur l'Union Européenne* (Philosophie & Politique; No. 21). Bruxelles [u. a.]: Peter Lang 2011. 251 S., ISBN 978-90-5201-737-2.

Die sechs Autoren sind Mitglieder des „Forum permanent de la société civile européenne“ und stammen aus der Bundesrepublik Deutschland, aus Belgien, Großbritannien und der Schweiz. Dieses „Forum“ verfolgt vor allem das Ziel, dass die Bürger und die politischen Gemeinschaften in einen höheren Grad der politischen Mitbestimmung gelangen. Es leugnet weder die kulturellen und philosophischen Verschiedenheiten Europas noch tritt es für deren Abschwächung ein. Es will jedoch, dass sich das europäische Volk, welches sich gerade in und mit dieser Verschiedenheit der Strömungen zu einer sozialhistorisch verträglichen Einheit zu formen begann, welches sein gemeinsames Bewusstsein zu prägen versuchte und aus ihnen in Freiheit zu leben vermag, immer stärker bilden möge. – Auf Vorwort sowie Einleitung folgen sechs Kap.; sämtliche sind auf Französisch von je einem der sechs für Europa höchst engagierten Autoren in unterschiedlicher Dichte verfasst, stärker philosophisch mitgeprägt oder die Ergebnisse der Politik in klarer Härte wiedergebend. Zusätze, die zwei Briefe an höchste politische Vertreter enthalten, schließen das Buch ab.

Die Autoren nehmen bereits in *Vorwort* und *Einleitung* (13–22) Stellung zur europäischen Entwicklung des letzten Jahrzehnts und fragen, ob die „Union européenne“ oder „EU“ weiterhin ihren ethischen Charakter bewahren will und nach ihrer sittlich guten Form zu suchen bereit ist. In diesem Jahrzehnt trete nämlich zunehmend der Wille der europäischen Staaten auf, als Souveränitäten wechselseitig behandelt zu werden. Sie lassen es neuerdings immer weniger zu, sich in ihrem Innern wie im gegenseitigen Staatenverkehr dem europäischen Volk – sei es eben einem Teil, wie ihn das eigene Volk einnimmt, sei es dem gesamten Volk Europas – verpflichtet zu wissen und für es zu handeln. Die vom europäischen Volk bejahten Entwicklungen der einzelnen Staatsvölker hin zum einen europäischen Volk, der „société civile européenne“, werden von den Staaten eher gebremst. Dabei ist der souveräne Staat durch die Konflikte des 20. Jhdts. – offen gesagt – „überholt“. Zwar ergibt der Blick auf die europäische Politik, sowohl der einzelnen Staaten wie der EU selbst, dass sie keine militärisch aggressive Politik verfolgen,